

## Ausgezeichnete Krimis 2021

Emil Gebhard und Benedikt Leitl

### **Abenteuercamp mal ganz anders**

Es ist ein sonniger Donnerstagmorgen, als ich, Bene, aufwache. Mit halb geschlossenen Augen blicke ich auf meinen Wecker. „Hoppla! Schon fünf vor 8.00 Uhr!“, stelle ich schockiert fest. „Jetzt komme ich bestimmt zu spät zur Schule.“ Im selben Augenblick lasse ich mich entspannt auf mein Kissen fallen, es sind ja Sommerferien. Mats, mein fünf Monate alter Schäferhund bellt aufgeregt. Da fällt mir wieder ein, heute ist ja der vierte Tag unseres jährlichen Abenteuercamps. Emil, mein bester Freund, ist genau wie ich zehn Jahre alt und wird mich gleich abholen. Schnell springe ich in meine Klamotten, frühstücke ein paar Bissen und packe noch die notwendigen Dinge in meinen Rucksack. Zähneputzen werde ich heute auslassen, meine Mama muss es ja nicht erfahren.

Emil begrüßt mich wie immer mit seinem verschmitzten Lächeln. Bei schönstem Sonnenschein geht es kurz darauf mit unseren Rädern und Mats an der Seite stadtauswärts Richtung See. Ab und an braucht Mats seine kleine Pinkelpause und seine kurzen Ausläufe. Man merkt noch, wie verspielt er ist, bei den letzten Hundetrainingsstunden hat er aber auch schon viel gelernt. Letzte Woche ging wie so oft das Kuschtier meiner kleinen Schwester verloren. Nach zwei Tagen mit viel Geheul der Vierjährigen zog Mats das Tier schließlich aus dem Gebüsch des Nachbargartens. Da gab es dann aber auch eine Runde Leckerlis als Dank von der Kleinen.

Als wir am alten Bauwagen ankommen, begrüßen wir schon beim Abstellen unserer Bikes Andreas, unseren 34-jährigen Betreuer. „Hi Andreas!“, rufen wir ihm begeistert entgegen. Aufgeregt kommt er uns entgegen und flüstert uns zu: „Hey ihr Zwei, kommt bitte mal schnell mit ums Eck!“ Hinter dem Wagen erklärt er uns besorgt was los ist: „Marie, eure Betreuerin ist noch nicht da und ich kann sie nicht erreichen. Das ist nicht typisch, sonst ist sie immer so pünktlich. Könnt ihr mir bitte helfen, sie zu suchen? Ich muss hier noch auf die restlichen Kids warten und sie beaufsichtigen.“ Emil und ich sind sofort dabei, mit Mats an der Seite sind wir ein super Team. „Marie wohnt in derselben Straße wie ich, sollen wir

einfach nochmal zurückradeln und klingeln?“, schlägt Emil vor. „Das ist eine super Idee, passt aber bitte auf euch auf und meldet euch sofort per Handy, sobald ihr Neuigkeiten habt.“ Im Eiltempo geht es zurück. Nach minutenlangem Klingeln an ihrer Wohnung befragen wir ein paar Nachbarn, ob sie die 27-jährige, ca. 1,70 m große junge Frau mit ihren meist zu einem Pferdeschwanz gebundenen, naturblonden Haaren heute schon gesehen haben. Eine ältere Dame gibt uns den Tipp: „Versucht es doch mal bei Herrn Kammer, Tim heißt er, glaub ich, mit Vornamen, zwei Häuser weiter, der ist doch ihr Freund. Soviel ich weiß, sind sie seit ein paar Monaten ein Paar.“ Wir zögern nicht lange und begeben uns dorthin.

Etwas aufgeregt klingeln wir bei Tim Kammer in der zweiten Etage. Ein knapp 30-jähriger Mann schreit genervt aus dem Fenster herunter: „Was wollt ihr von mir, ich kaufe nichts!“ „Der hat aber schlechte Laune“, murmelt Emil zu mir rüber. „Wir suchen nach Marie, sie ist heute nicht am Camp erschienen. Wissen Sie vielleicht, wo sie ist?“ Mit einem zornigen Gesicht brüllt er lautstark: „Das ist mir doch egal, die interessiert mich seit gestern nicht mehr!“, und knallt das Fenster zu. Emil und ich sehen uns verdutzt an. „Was geht hier ab?“, frage ich mich. „Wir müssen Andreas informieren!“, ergänzt Emil und wählt schon mal die Nummer. „Hi Jungs, was gibt’s, habt ihr Marie gefunden?“, möchte er von uns wissen. „Nein, leider nicht. Aber wir haben einen Verdächtigen, der vielleicht etwas mit ihrem Verschwinden zu tun haben könnte. Tim Kammer, anscheinend Maries Ex-Freund.“ „Dann kommt am besten wieder zum Camp zurück, so wie es aussieht, müssen wir hier die Polizei einschalten. Ihre beiden Freundinnen und ihre Eltern wissen auch nicht, wo sie sein könnte und machen sich schon große Sorgen“, fordert uns der Betreuer besorgt auf.

Mats wird währenddessen immer unruhiger und zieht mich die Straße entlang zurück zu Maries Wohnung. Aufgeregt hüpfte er vor ihrem Briefkasten hin und her. „Was ist los, Kleiner? Was sagt dir deine Spürnase?“, frage ich ihn. Emil zögert nicht lange und nimmt aus seinem Rucksack ein längliches Multifunktionstaschenmesser heraus, mit diesem stochert er von oben in den Briefkasten. Mit viel Fingerspitzengefühl zieht er ein weißes unbeschriftetes Kuvert heraus. „Öffnen wir es?“, grübele ich noch vor mich hin, während mein Freund schon konzentriert vorzulesen beginnt:

Lieber Leser,

Marie ist bei mir.

Du bist mir 50.000 € schuldig.

Es liegt ein Timer bei. Mit diesem siehst du genau, wie viel Zeit dir noch bleibt.

In der Sackgasse Kreisstraße, neben der Kreissparkasse wartet mein Assistent in einem schwarzen Audi.

Bei ihm gibst du das Geld ab!

Solltest du es wagen, die Polizei einzuschalten, ist Marie tot.

Ist das Geld nicht innerhalb dieses Zeitraumes bei meinem Assistenten, gefährdet ihr ebenfalls ihr Leben.

So du mir, so ich dir.

Emil zieht schockiert den Timer aus dem Kuvert „Eine Stunde bleibt uns noch, wir dürfen keine Minute verlieren! Ich muss an den Ort, an dem der Assistent wartet, vielleicht ist dort jemandem etwas Verdächtiges aufgefallen.“ Ich stimme ihm zu: „Du hast recht, aber sei vorsichtig! Ich laufe sofort mit Mats zurück zu ihrem Ex-Freund, der muss uns jetzt helfen. Damit kann er nichts zu tun haben, das ist eine größere Sache!“, und mache mich mit diesen Worten auf den Weg. Als ich Tim Kammer den Brief zeige und er realisiert, um was es hier geht, ist er sofort bereit uns zu unterstützen. „Hast du noch etwas von Marie, zum Beispiel ein Kleidungsstück oder etwas Ähnliches. Das würde uns eventuell weiterhelfen?“ „Ja, auf der Couch liegt noch ein Schal von ihr, ich hole ihn schnell!“

Emil ist zwischenzeitlich mit seinem Rad an der Ecke der Sparkasse angekommen, von Weitem sieht er schon das parkende schwarze Auto in der Sackgasse. Er versucht nicht direkt hinzusehen, um nicht aufzufallen. In den Nachbargeschäften beobachtet er die ein- und ausgehenden Menschen, ist aber ratlos, wie er weiter vorgehen soll. Etwas bange ist ihm jetzt schon. Da er am Morgen kaum was gefrühstückt hat und es schon auf halb elf zugeht, beschließt er, sich in der Bäckerei eine Brezen zu kaufen. Die nette Verkäuferin kennt er gut, da sie jede Woche hier ihr Brot holen. „Hallo Frau Lorenz“, sagt er beim Betreten des Ladens. Der Geruch der frischen Backwaren gibt ihm wieder ein sehr wohliges und angenehmes Gefühl, er dreht sich kurz um und sieht, dass man aus dem Fenster das besagte Auto mit dem Assistenten des Entführers sehr gut erkennen kann. So fasst er einfach allen Mut zusammen und fragt: „Ist es eigentlich erlaubt, in dieser Gasse zu parken?“ „Was meinst du, Emil?“, möchte jetzt die Bäckereiverkäuferin von ihm wissen. „Sie sehen doch das schwarze Auto in der Sackgasse, darf man so parken?“ Etwas verdutzt antwortet Frau Lorenz: „Ja, grundsätzlich schon, also wenn kein Halteverbotsschild oder Ähnliches dort ist. Aber diesen Audi kenn’ ich von irgendwoher ... Ach genau, der steht öfters beim Gruber Bauernhof, dieser alte, nicht mehr bewohnte Stodl, da dreh ich immer meine Walking-Runden. Frag doch deine

Mama, ob sie auch mal wieder Zeit und Lust hat.“ Noch bevor der letzte Satz ausgesprochen ist, verlässt Emil in einem Eiltempo die Bäckerei und ruft mich an. „Bene, pass auf, Marie wird vermutlich beim alten Gruber Bauernhof festgehalten, alles Weitere erkläre ich dir später! Fahrt ihr schon mal mit Herrn Kammers Auto vor, ich bin in zehn Minuten mit dem Rad bei euch!“

Tim und ich springen in sein kleines grünes Auto, mit Mats auf dem Schoß geht es zu dem nahe gelegenen Hof. Während der Fahrt lasse ich meinen Vierbeiner am Schal unserer entführten Betreuerin schnuppern und gebe ihm ein paar seiner Lieblingshundekekse. „Du hast bis jetzt schon einen guten Job gemacht!“, lobe ich ihn und kraule sein flauschiges braunes Fell. Kurzerhand informiere ich Andreas telefonisch über unser Vorgehen. Entgeistert bringt er fast keinen Ton mehr raus. „Macht das nicht, das ist alles zu gefährlich! Ich bin für euch verantwortlich, da muss jetzt die Polizei mit eingeschaltet werden!“, ermahnt er mich. Ich ergänze nur kurz: „Uns fehlt die Zeit, wir müssen handeln“, und lege auf.

Wir parken hinter einem großen Gebüsch, als Emil fast zeitgleich seitlich des Stodls sein Rad abstellt. Tim ist plötzlich total starr und käsebleich im Gesicht und muss sich übergeben. Den muss ich jetzt hier leider mal kurz alleine lassen. Im selben Augenblick gibt mir Emil von der Ferne zu verstehen, dass wir keine Zeit mehr haben. „Also Mats, ab geht’s, aber bitte ganz leise, so wie du es gelernt hast, okay?“, ermuntere ich ihn, wobei mir nun selbst ganz anders zumute ist. „Wie zum Teufel sollen wir da reinkommen?“, frage ich ratlos, während Mats schon immer aufgeregter auf und ab hüpfte. Emil entdeckt ein großes morsches Brett an der Außenwand und mit einem Ruck bekommen wir es heraus gestemmt. Nacheinander quetschen wir uns durch einen Spalt, hier hat es unser kleiner Vierbeiner eindeutig leichter als Emil und ich.

Mit einem Blick auf den Timer und stellt Emil entsetzt fest: „Es verbleiben nur noch sechs Minuten!“ Vieles geht von da an in Zeichensprache vonstatten. Mats führt uns in Windeseile über eine alte Holzterasse hinab ins Untergeschoss. Es müffelt so dermaßen, man kann es kaum beschreiben: überall Wasserstellen am Boden, nasse Schwämme, Eimer. Alles gleicht einer alten Werkstatt, sogar Kettensägen hängen an den Wänden. Ich höre dumpf ein Gelächter und jemand spricht: „Sie haben dich wohl im Stich gelassen, deine Freunde!“ Emil entdeckt einen Knopf an der Wand und ohne auch nur eine Sekunde nachzudenken, drückt er ihn. Im selben Moment öffnet sich eine Luke. Wir sehen sofort Marie, festgeschnallt auf einem hölzernen Stuhl. Ab jetzt geht alles sehr schnell. Der schwarzhaarige, große Mann zückt eine Waffe und richtet sie auf uns beide. Mats beginnt sofort laut zu bellen und stellt

sich diesem Unbekannten gegenüber. Als mein Hund auf ihn springt, fällt der Mann um und betätigt dadurch versehentlich einen Hebel, wodurch sich die Schnallen des Stuhles automatisch öffnen. Unsere erschöpfte Betreuerin entflieht im Eiltempo Richtung Treppe. Kurz darauf richtet der grausame Mensch erneut die Waffe auf uns, geht einen Schritt zur Seite, rutscht auf einem nassen Schwamm aus und landet direkt auf dem besagten Stuhl. Emil reagiert blitzschnell, drückt den Hebel nach unten und der Übeltäter wird von eisernen Schnallen umschlossen.

Erst stehen wir total starr vor ihm. Dann laufen wir los, die Treppe hinauf und trauen unseren Augen kaum ... kreisförmig vor uns stehen knapp zehn Polizisten in voller Montur. „War das gerade ein Traum oder Wirklichkeit?“, geht es mir durch den Kopf. Emil und ich tauschen einen Blick, dann rufen wir in die Runde: „Alles schon erledigt!“

Zunächst werden wir lange aufgeklärt, was wir alles falsch gemacht haben: die Gefahr, die Regeln, unser Alter, etc. Aber dann nimmt uns einer der Beamten zur Seite und meint mit polizeilichem Unterton: „Euer Praktikum ist so gut wie genehmigt!“

Andreas, unser Betreuer, hatte zwischenzeitlich dann doch die Polizei eingeschaltet. Diese hatte erst den Wagen mit dem Assistenten aufgespürt und war dann mit der großen Einsatztruppe angerückt. Das war sicherlich die richtige Entscheidung. Marie steht immer noch unter Schock, momentan ist sie unter ärztlicher Betreuung und Tim ist an ihrer Seite. Bis sie über die Entführung sprechen kann, wird es wohl noch ein paar Tage dauern.

Aber was bis jetzt schon an Ermittlung feststeht – und das kommt von der Kripo und nicht von uns: Bei dem Täter handelt es sich um einen 39-jährigen Veranstalter eines weiteren Abenteuer-Wildnis-Camps in der Gegend. Dieser hat aus Neid und Geldnot die Entführung mit Erpressung getätigt, da alle Kinder nur noch Andreas und Maries Ferienlager besuchten und er selbst fast keine Buchungen mehr hatte.

„Ich glaube Emil, unser Camp hat sich für dieses Jahr erledigt!“, meine ich zum Abschied zu meinem Kumpel. Er bejaht es mit: „So ist es, treffen wir uns morgen zum Ninjago-Spielen?“ Mats bekommt heute noch ein Sondermenü.

*Emil Gebhard und Benedikt Leitl haben den ersten Preis in der Altersgruppe der 9- bis 10-Jährigen gewonnen.*

Angelos Sarakatsanis

## **Eiskalte Ware**

Es war früh am Morgen, als Luzian mit seinem Hund Klecks aus dem Haus ging. Er wollte zu dem Jägerstand am Waldrand, wo er oft zum Beobachten der Tiere hinging. Seit seinem letzten Ausflug dorthin wusste er, dass dort ein Mäusebussard-Paar jagte. Das wollte er sich nicht entgehen lassen. Auf dem Weg zum Jägerstand ging er bei seinem besten Freund und Schulkameraden Benni vorbei, um ihn zu fragen, ob er mitwolle. Gerade als Luzian die Klingel drücken wollte, fiel ihm ein, dass dieser vorhatte, an ihrem ersten Ferientag auszuschlafen. „Puh, Glück gehabt!“, dachte er sich, als er am Haus vorbeiging, denn unausgeschlafen war Benni eine richtige Nervensäge.

Als Luzian endlich am Jägerstand angelangt war, kreiste schon das Mäusebussard-Paar über dem benachbarten Feld. Er nahm sein Fernglas und sah, wie das Weibchen – dies erkannte er, weil die Weibchen deutlich größer sind als die Männchen – ein Kaninchen erbeutete. Ganz in der Nähe des Feldes gab es eine verlassene Scheune, in der er oft mit Benni und den anderen Verstecken spielte oder seine selbst erfundenen Comics zeichnete. Durch sein Fernglas sah er einen Lieferwagen dorthin steuern. Das war komisch, denn der hatte dort nichts zu suchen. Das wollte sich Luzian mal genauer ansehen. Also stieg er vom Jägerstand hinunter zu Klecks, der brav unter der Holzleiter auf ihn gewartet hatte. Mit dem Zeigefinger an den Lippen zeigte Luzian ihm, dass er nicht bellen durfte. Das hatte Klecks schon vor Jahren gelernt. Anders wäre es auch nicht möglich gewesen, mit ihm zum Jägerstand zu gehen. Alle Vögel wären bei seinem lauten Gebell sofort weggeflogen und dann wäre es das gewesen mit dem Beobachten der Vögel – aus und vorbei, bevor es angefangen hatte.

Luzian schlich geduckt mit Klecks zur Scheune. Durch die Ritzen zwischen den Holzplanken sah er den Lieferwagen. Zwei Männer stiegen aus. Er hörte, wie sie miteinander redeten. Der etwas Größere sagte: „Lass uns schnell die Klebefolien abreißen und das Nummernschild ändern, sonst fallen wir zu sehr auf.“ Der andere Mann, der etwas kräftiger, aber dafür kleiner war, staunte: „Endlich sagst du mal was Schlaues!“ Luzian beobachtete, wie die beiden Männer das Nummernschild abschraubten und ein neues montierten. Kurze Zeit später hörte er, wie die Klebefolie abgerissen wurde. Das fand Luzian gar nicht gut, denn immer, wenn er dieses Geräusch hörte, spannten sich seine ganzen Muskeln im Gesicht an und seine Ohren schmerzten sehr. Zum Glück schrie er dieses Mal nicht auf und Klecks blieb auch ruhig.

Als Luzian sah, dass sich die Männer die andere Seite des Lieferwagens vornahmen, schlich er durch seinen Geheimeingang – ein loses Brett in der Scheunenwand – mit Klecks in die Scheune. Da sah er an einer Ecke die weggeworfenen Folien, die zuvor auf der Karosserie geklebt hatten. Auf diesen stand in dicken Buchstaben BIONTECH geschrieben. Er wusste aus den Nachrichten, dass BIONTECH die Firma war, die den Corona-Impfstoff herstellte. Erst dann bemerkte er, dass der Lieferwagen Kälte ausstrahlte. Es war ein Kühltransporter.

Luzian hörte, wie sich die Männer unterhielten, es ging um den Impfstoff und seine Übergabe. Aber er konnte nicht genau verstehen, wohin der Impfstoff gebracht werden sollte. Irgendetwas musste Luzian tun. Er konnte die Diebe nicht einfach wegfahren lassen, denn dann wäre der dringend gebrauchte Impfstoff für immer weg!

Luzian musste den Transporter irgendwie verfolgen. Da hatte er eine Idee! Er nahm Klecks den GPS-Sender vom Halsband ab – Klecks hatte einen, weil Luzian ihn so sehr liebte und er ihn damit immer orten konnte – und klebte diesen mit seinem Kaugummi unter den Kühltransporter neben den Hinterreifen. Das hatte er einmal in einem Film gesehen.

Luzian schlich sich von der Scheune weg. Als er außer Sichtweite war, sprintete er mit Klecks zu seinem Freund Benni. Dort angekommen klingelte er und Benni, der gerade aufgestanden war, öffnete. Luzian fragte außer Puste: „Kann ich Klecks für ein paar Stunden bei dir lassen?“ Benni antwortete: „Aber klar!“ Ohne viel zu erklären, bedankte sich Luzian bei Benni und rannte zu seinem Opa Gerd. Bei ihm angekommen erzählte er, dass er Klecks verloren hatte und nun unbedingt seine Hilfe beim Suchen brauchte. Luzian war klar, dass sein Opa, wenn es um Klecks ging, nicht lange zögern würde.

Gerd sagte: „Zum Glück hat Klecks den GPS-Sender!“, und holte sein Smartphone heraus. Gerd klickte auf die GPS-App und gab den Code des Senders ein. Luzian und er sahen, wie sich der Punkt, der den Standort des Senders markierte, bewegte. Sie liefen in die Garage. Gerd zog eine Plane weg und zum Vorschein kam ein Motorradgespann. Luzian klappte vor Staunen die Kinnlade herunter. „Wow!“, sagte er erstaunt, „ich wusste gar nicht, dass du so was hast!“ Luzian behielt das GPS-Signal über das Smartphone im Auge und navigierte sie vom Beiwagen aus. Sehr bald meinte Gerd misstrauisch: „Ich glaube nicht, dass ein Hund so lange so schnell laufen kann. Erzähl mir sofort, was hier vor sich geht!“, fügte er streng hinzu. Also fing Luzian an zu erzählen. Als er fertig war, sagte sein Opa: „Wieso hast du das nicht gleich gesagt!“, und gab kräftig Gas.

Nach einer langen Fahrt durch Dörfer und Landschaften bemerkten sie, dass der Sender sich nicht mehr bewegte. Sie kamen auf eine Anhöhe. Von dort sahen sie den Kühltransporter, der hinter einem sehr großen, gläsernen Gebäude parkte, auf dessen Dach sich ein Hubschrauber befand. Opa Gerd stellte das Motorradgespann hinter einem Busch ab und versuchte es mit Zweigen zu verstecken.

Mittlerweile war der Himmel rot und die Sonne stand schon sehr tief am Himmel. Luzian und Opa Gerd sahen viele Autos in Richtung des Gebäudes fahren. Es schien so, als würde es eine Veranstaltung geben. Schick gekleidete Frauen und Männer wurden am Haupteingang empfangen und in das Glasgebäude geführt. Der Kühltransporter war noch immer hinter der Halle geparkt. Nun war es höchste Zeit, die Polizei zu rufen, denn das Smartphone war zwar jetzt nicht mehr für die Verfolgung nötig, hatte aber kaum noch Akku. Nachdem Opa Gerd der Polizei alles gemeldet hatte, gingen er und Luzian näher ran. Sie hörten, wie eine große schlanke Frau sagte: „Ich freue mich schon auf den Impfabend in der Klinik.“ Luzian wisperte: „Wir müssen der Polizei ein bisschen Zeit verschaffen ... ich habe da eine Idee!“ Und ohne dass Gerd etwas erwidern konnte, schlich er sich zurück zum Motorradgespann und zog sich die Lederjacke und die Sonnenbrille von seinem Opa an. Jetzt ging er in Richtung Klinik und schlug den Kragen der Jacke hoch. Opa Gerd sah entsetzt zu, wie Luzian ihm zuwinkte, bevor er durch den Hintereingang ins Gebäude verschwand. Gerd schlug sich mit der Hand gegen die Stirn. Als er noch einmal die Polizei anrufen wollte, um zu fragen, wann diese endlich kommen würde, merkte er, dass sein Handy nicht mehr da war.

Luzian fand mittlerweile im Gebäude eine Tür mit der Aufschrift *Bühne*. Daneben stand ein Wachmann, der so groß war wie ein Schrank. Als dieser Luzian sah, fragte er misstrauisch: „Wer bist du denn?“ „Der Breakdancer, den Sie für die Show bestellt haben“, antwortete Luzian selbstsicher. „Du bist ja noch ein Kind!“, sagte der Mann abfällig und fügte hinzu: „und außerdem, weiß ich nichts von einem Auftritt.“ In dem Moment wollte ein Mann mit einem Arztkittel an ihnen vorbei. „Hallo Chef, der Kleine hier meint, Sie hätten ihn als Breakdancer engagiert. Darf er rein?“, fragte der Wachmann. „Das kann gut sein, hm ... das organisiert meine Frau ... ich mache das nämlich nie ... aber schließlich ist das ja der Bühneneingang“, antwortete dieser genervt und ging durch die Tür zur Bühne. Luzian nutzte seine Chance und hechtete ihm gleich hinterher.

Der Klinikchef stellte sich an ein Mikrofon. „Meine Damen und Herren gleich, nach einer kurzen Show, beginnen die Impfungen! Richten Sie bitte Ihre Aufmerksamkeit auf den jungen Breakdancer.“ Luzian nahm das Smartphone, wählte das Lied *Freestyler* und koppelte es mit dem Verstärker. Er fing an, Breakdance-Bewegungen vorzuführen. Das konnte er richtig gut



und das Publikum klatschte im Rhythmus. Doch plötzlich verstummte die Musik, denn der Akku war leer und ein anderes Geräusch war jetzt zu hören. Auf Luzians Gesicht erschien ein Lächeln. Als der Klinikchef und die Gäste die Polizeisirenen hörten, wollten alle schnellstmöglich das Gebäude verlassen.

„Wusste ich es doch! Du bist kein Breakdancer, sondern irgendein stinknormaler Junge, der uns abgelenkt hat“, der Klinikchef packte Luzian am Arm und zerrte ihn hoch auf das Dach. Von dort aus sah Luzian, wie die Polizeiwagen aus der Ferne näherkamen. Als der Arzt ihn in den Hubschrauber schubste, fiel Luzian zu Boden und stieß sich den Kopf. Der Klinikchef schrie den Piloten an: „Starten Sie!“ Als der Pilot sich umdrehte, glaubte Luzian einen Moment, seinen Opa zu erkennen. Doch konnte das sein? Das musste er sich eingebildet haben. Der Klinikchef wiederholte sehr gereizt: „Wieso starten Sie nicht?“ Dann kam auch schon die Polizei und Luzian wurde schwarz vor Augen.

Als Luzian wieder zu sich kam, lag er in einem Bett. Er war im Krankenhaus. Sein Schädel brummte und er hatte eine dicke Beule. Sein Opa saß neben ihm auf der Bettkante. Luzian fragte: „Wie bist du eigentlich in den Hubschrauber gelangt oder habe ich das nur geträumt?“ Opa Gerd schilderte, wie er gesehen hatte, dass Luzian die Treppen nach oben gezerrt wurde. Da war er die Feuertreppe hoch gesprintet. Oben angekommen, hatte er den Piloten aussteigen und durch eine andere Tür verschwinden sehen. „Ich wollte schon immer Pilot werden!“, sagte Opa Gerd lächelnd. Natürlich erzählte er ihm auch von der Festnahme des Klinikchefs, seiner Helfer und der Gäste der illegalen Impfveranstaltung.

„Ich muss Klecks abholen!“, rief Luzian plötzlich. „Der übernachtet heute bei Benni. Mach dir keine Sorgen, ich habe schon alles geklärt“, beruhigte ihn sein Opa. „Morgen früh können wir hier losfahren, aber heute musst du dich noch ausruhen.“

Am nächsten Morgen war ein Foto von Luzian in der Zeitung und er war ein Held. Das war ein Start in die Sommerferien.

*Angelos Sarakatsanis hat den zweiten Preis in der Altersgruppe der 9- bis 10-Jährigen gewonnen.*

Adam Subotic

### **Fall *Penrose Treppen***

Eines schönen Dienstagvormittags saß Alfred Poliz, der Polizeihauptmann der kleinen, in Norddeutschland gelegenen Stadt Figge, in seinem Büro und las aus Langweile die Berichte der vergangenen Fälle. „Fall Fiona, ja, an den Hund der unschuldig aussehenden Dame, der darauf dressiert war, Brieftaschen von Leuten zu klauen, erinnere ich mich noch gut. An den mit dem beiden Bankräubern, die sich selbst im Tresorraum eingesperrt haben, auch. Die sind uns aber mächtig auf den Leim gegangen! Dann gibt es noch ...“, versuchte er sich zu erinnern, als das Telefonklingeln ihn aus seinen Gedanken riss. *RING!* Der rundliche Kommissar nahm den Hörer in die Hand. „Hallo, Poliz am Apparat?“ „Kommen Sie zum Stadtmuseum, schnell!“ Das war sein Kollege, Inspektor Albert Hock. „Bin in acht Minuten da“, antwortete der Kommissar und ging sofort los.

Es waren natürlich keine acht Minuten, denn so ein unsportlicher Mann wie der Kommissar brauchte mindestens dreimal so lange bis zum Museum, die Treppen nicht mitberücksichtigt. „Also, worum geht es?“, schnaufte der Inspektor. „Überzeugen Sie sich selbst“, sagte der Museumsdirektor, der zusammen mit Herrn Hock im Manuel-Figge-Museum wartete. Herr Poliz bemerkte nichts Verdächtiges. Doch der Museumsdirektor zeigte auf die Wand mit den wertvollsten Sachen: „Die Hand von Pharao Greifkannnix, der Fuß von Pharao Kickabwars, die Pling-Vase ...“ „Da fehlt ja etwas!“, stutzte der Kommissar. „Ja. Das wertvollste Stück der Stadtsammlung!“, sagte Herr Hock. „Das Inka-Zepter. Sie wissen doch, das Zepter von Inkakönig Quakocapotzl.“ Der Kommissar nickte uninteressiert: „Und ... das Ding wurde geraubt?“ „Sehr scharfsinnig!“, sagte Herr Hock mit sarkastischem Unterton. „Irgendwelche Spuren? Ein Haar, Fingerabdrücke oder so?“, fragte der Kommissar. „No, Signor Commissario“, antwortete Herr Hock. „Nur die von den Angestellten, die täglich hier sind“, ergänzte der Museumsdirektor. „Dann könnte es ja einer von denen gewesen sein. Hm ...“, sagte Herr Hock, „es gibt keine Spuren von Gewalt an der Museumstür und das Museum wird sowieso immer überwacht.“ „Dann lassen Sie uns zum Überwachungsraum gehen und schauen, was die Überwachungskameras so alles aufgezeichnet haben“, schlug der Kommissar vor.

Der Überwachungsraum war ein kleiner, karger Raum aus Beton. Auf dem Boden lag ein dunkelroter Teppich, der genau so aussah, wie die kleine Decke, die Herr Poliz seiner Katze zu Weihnachten geschenkt hatte. An der Wand waren sechs Bildschirme montiert. Davor standen

zwei Rollstühle und ein kleiner Tisch mit einem Computer. Auf einem der Stühle saß ein Mann. Er war Mitte Zwanzig und hatte schon eine Glatze, die er mit einer hellroten Baseballcap zu verstecken versuchte. „Darf ich vorstellen? Bob Fuchs, unsere Aushilfskraft während der Sommerferien, Student der Filmtechnik.“ „Sehr erfreut“, sagte der Mann zu den drei Leuten im Raum. Der Kommissar kam direkt zur Sache. „Zeigen Sie mal, was die Kameras letzte Nacht aufgezeichnet haben?“, forderte er Herrn Fuchs auf. „Ich zeig euch eine merkwürdige Störung, die könnte interessant für Sie sein.“ Der junge Mann klickte ein paarmal und da erschienen auf allen Bildschirmen Kameraaufnahmen.

Herr Fuchs spulte etwas vor. Bei 22:27:52 wurde eine der Kameras plötzlich schwarz, aber nicht wie bei einem Stromausfall. Es sah so aus, als hätte jemand Tinte auf die Kamera gespritzt. „Wie jetzt ... Tinte?“, fragte der Kommissar skeptisch. „Ja, genau“, antwortete der Überwachungsman. Beim nächsten Vorspulen rief Herr Hock plötzlich: „Ich sehe etwas!“ „Wo? Was?“, riefen alle drei im Chor. Spulen Sie ein paar Frames zurück. Da sieht man an einer Stelle einen Ringfinger. „Da ist ja ein Ring drauf!“, erkannte der Kommissar. „Trägt einer ihrer Angestellten so einen Ring? „Nein“, antwortete der Museumsdirektor, „keiner meiner Angestellten trägt so einen Ring. Oder besser gesagt keine Angestellte, denn die Fingernägel sind ja lackiert ...“ Herr Hock drehte den Kopf: „Ich möchte euch mit meinem Allgemeinwissen nicht beeindrucken, aber diesen Ring kenne ich gut. Es ist nicht irgendein Ring, sondern ein besonderes Exemplar aus dem Juweliergeschäft Beckert. Den müssen Sie kennen. Herr Beckert ist bekannt als *Herr der Ringe* und beliefert mit seinem Schmuck die Reichen der Stadt. Von diesem Ring gibt es übrigens nur zehn Exemplare, er müsste so um die 30.000 Euro wert sein.“ Der Kommissar sagte mit verspieltem Ton: „Von Wert ist uns auch Ihr Wissensschatz, mein werter Kollege. Immerhin wissen wir jetzt, dass es zehn mögliche Täter gibt, und dazu noch wohlhabende. Und weibliche, dürfen wir annehmen.“ „So ist es!“, freute sich Herr Hock. „Na dann, auf zu Juwelier Beckert!“, rief Herr Poliz.

Als der Kommissar und sein Kollege beim Juwelierladen ankamen, stand Herr Beckert gerade pfeifend am Tresen und putzte einen Goldring. Der ältere Herr war in der Stadt sehr beliebt. Die Kinder liebten ihn, weil er sie gerne als lustige Karikaturen zeichnete und Lollis an sie verschenkte. Er hatte die Angewohnheit, auch seine Stammkunden als Karikaturen zu zeichnen, nicht zuletzt wegen seines schlechten Gedächtnisses.

„Guten Tag, was darf's denn sein?“, fragte der Juwelier, ohne von seinem Ring aufzuschauen. „Ich würde gerne wissen, welche Ihrer Kunden einen solchen Ring gekauft haben“, sagte der Kommissar und holte das Smartphone aus der Tasche, um ihm das Foto der Hand aus der

Überwachungskamera zu zeigen. „Tut mir leid, aber ich gebe grundsätzlich keine privaten Informationen über meine Kunden weiter“, bedauerte der Juwelier, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Als er mit Putzen fertig war, sah er von seiner Tätigkeit auf. „Oh! Aber Sie sind ja der Kommissar! Ja dann ...“, korrigierte er und holte seine Kundenliste. „Es wurden vier dieser Ringe verkauft: an Herrn Bayr, den Süßwarenhändler, an eine gewisse Maria Marie, an die Ehefrau des Restaurantketten-Besitzers Arthur Floyd, Andrea Floyd, und an eine Frau namens Isolde Bexbach.“ „Also nur drei mögliche Verdächtige. Ein Mann als Ringbesitzer fällt aus“, kombinierte Kommissar Poliz. Sie bedankten sich und fuhren als erstes zu Frau Bexbach, die in der Nähe wohnte.

Frau Bexbachs Haus war ein sechsstöckiges Gebäude. Ohne Aufzug. Und ihre Wohnung war ausgerechnet im sechsten Stock. „Och nee!“, jammerte der Kommissar. Ein Stockwerk, zwei Stockwerke ... Als die beiden im sechsten Stock ankamen, öffnete eine Frau die Tür. „Sind Sie Isolde Bexbach?“, schnaufte der Kommissar. „Nein, ich bin Irina Bexbach“, sagte die Frau. „Isolde ist meine Schwester. Sie lebt im Erdgeschoss.“ „Das hätten Sie uns auch gleich sagen können ...“, ärgerte sich der Kommissar. Fünfter, vierter Stock ... Als der Kommissar unten ankam, fühlte er sich, als hätte er gerade einen Marathonlauf hinter sich. „Herr Inspektor?“, fragte der Kommissar. „Wer hat die Treppe erfunden?“ „Keine Ahnung, heiße ich vielleicht Google?“, antwortete dieser. Als sie unten ankamen, öffnete eine Frau die Tür. Sie sah blass aus, trug ein Abendkleid und rote Stöckelschuhe. „Guten Tag, Frau Bexbach. Wir würden gerne ihr Haus durchsuchen“, fing der Kommissar an. „Aber wieso?“, fragte Frau Bexbach mit gezwungenem Lächeln. Herr Poliz fand sie suspekt, entschuldigte sich und trat rein.

Bei der Durchsuchung fanden sie nichts, was mit dem Fall zu tun hatte, aber sie stießen auf etwas, das vielleicht ein Fall werden könnte. Auf dem Weg zu Ausgangstür fiel dem Inspektor Hock nämlich auf, dass Vinzent van Winzigs *Der Koloss* an der Wand hing. „Sie haben eine echte Vorliebe für Originale, Frau Bexbach.“ Sie lächelte und antwortete: „Hätten Sie so gute Kenntnisse der Kunstgeschichte wie Sie vorgeben, wäre Ihnen klar, dass dies eine schlechte Kopie ist.“ „Ach echt?“, fragte der Inspektor skeptisch und musterte das Bild genauer. „Frau Bexbach, ich werde später noch einmal wiederkommen und das Bild unter die Lupe nehmen. Jetzt glaube ich ihnen ... fürs Erste. Haben Sie einen schönen Tag“.

Dann fuhr das Duo zu Andrea Floyd. Diese wohnte in einer großen Villa zusammen mit dem Multimillionär Arthur Floyd, dem Restaurantketten-Besitzer. Als die beiden ankamen, stockte ihnen der Atem. Die Villa war riesengroß und wunderschön. Als die zwei, immer noch

ungläubig auf die Villa starrend, aus dem Auto ausstiegen, sprang plötzlich eine Siamkatze auf den Kommissar. Dadurch geriet dieser ins Schwanken, die Katze fuhr die Krallen aus, um ihn zu kratzen, als Herr Floyd aus der Villa rannte. „Böse Mieze, ganz böse! Komm her!“, rief er der Katze zu. Die Katze gehorchte. „Katze, sitz!“ Die Katze setzte sich hin. „Katze, mach eine Rolle!“ Die Katze machte eine Rolle. „Und jetzt sing die Nationalhymne von Italien!“ Da schien die Katze überfordert zu sein. „Habe ich dir das nicht beigebracht? Oh, na gut, dann eben nicht.“ „Uff“, stöhnte der Kommissar und während er sich den Anzug abwischte, dachte er: „Gar keine so schlechte Idee, um Steuereintreiber zu vertreiben. Das sollte ich auch mit meiner Katze versuchen.“ „Entschuldigen Sie bitte! Meine Katze Figaro ist manchmal etwas stürmisch“, sagte der Restaurantketten-Besitzer. „Ist schon gut. Wo ist Frau Floyd?“, fragte der Inspektor. „Die ist gerade außer Haus, tut mir leid. Wieso wollen Sie das wissen?“, fragte Herr Floyd. „Weil wir sie verdächtigen, ein Museumsexponat gestohlen zu haben“, erklärte der Kommissar. „Wie bitte? Das muss ein Missverständnis sein!“, beschwerte sich der Mann. „Könnten wir mal Ihr Haus durchsuchen?“, fragte der Kommissar. „Gerne! Sie werden dabei aber sehr viel Zeit und Energie verschwenden, denn meine Villa hat 38 Zimmer, verteilt über vier Stockwerke – und ich besitze keinen Aufzug.“ Bei der letzten Bemerkung stieß der Kommissar einen Fluch aus, den ich in einem kinderfreundlichen Krimi nicht wiedergeben kann. Nach der Durchsuchung von 17 Schlafzimmern, elf Bädern, zwei Esszimmern, dem Garten, einem Wohnzimmer so groß wie eine Wohnung, einem noch größeren Katzenszimmer, drei privaten Gourmetrestaurants für die Katze, einem Massagesalon für die Katze, einem Klassenzimmer für die Katze und jeder Menge anderer Räume – verbunden mit endlosem Treppensteigen – waren die beiden erledigt. Es war schon fast Mitternacht und sie hatten um 15 Uhr angefangen! „Wir schlafen erstmal eine Nacht darüber“, schnaufte der Inspektor. Der Kommissar hörte ihm gar nicht zu. Er fragte sich, wie viele verschiedene Sachen Figaro wohl essen musste, damit sie drei Gourmetrestaurants brauchte. „Tja, die Inspektion war wohl für die Katz“, bedauerte der Inspektor.

Am nächsten Tag war Frau Marie an der Reihe. Sie war eine Schauspielerin, die man eigentlich kennen musste, denn sie spielte in vielen Filmen mit. Doch der Kommissar kannte sie trotzdem nicht. Als sie aus dem Auto ausstiegen, wettete der Kommissar mit Herrn Hock um fünf Euro, dass das vierstöckige Mehrfamilienhaus keinen Aufzug hatte, und dass Frau Marie im vierten Stock wohnte. Und er wurde prompt um fünf Euro reicher. Als der Kommissar nach gefühlten Stunden oben ankam, klopfte er an die Tür von Frau Marie. Eine sonnengebräunte Frau mit schwarzen Locken öffnete. Sie trug ironischerweise ein T-Shirt, auf

dem eine Penrose-Treppe abgebildet war, und der Kommissar fühlte sich veräppelt. „Guten Tag, Herr Kommissar!“, begrüßte die Frau Herrn Poliz. „Woher wissen Sie, dass ich der Kommissar bin?“, fragte dieser. „Ich habe Ihr Ankommen gerade aus dem Fenster beobachtet.“ „Gut erkannt, aber ich erkenne an Ihnen auch etwas ...“ Die Hand der Frau passte perfekt zu dem Bild, das die Kameras im Stadtmuseum aufgenommen hatten! „Dürften wir bitte hereinkommen?“, fragte der Inspektor freundlich. „Aber gern!“, antwortete die Frau und lächelte. Die beiden teilten sich auf; der Kommissar ging ins Wohnzimmer, der Inspektor in den Flur. Mitten im Wohnzimmer stand ein Sofa, davor ein riesiger Fernseher. Ein luxuriöser Teppich und ein Kronleuchter schmückten den Raum. Links stand ein breiter Wandschrank aus dunklem Holz, darauf ein paar Fotos. Der Kommissar bemerkte natürlich sofort etwas Verdächtiges. Eines der Fotos ähnelte dem Bild, das die Kameras aufgenommen hatten. Es fehlte nur die Tinte. „Entschuldigen Sie, woher haben Sie dieses Bild?“, fragte der Kommissar. „Ach, das?“, antwortete die Frau. „Das ist das Filmplakat zu dem Film *Der gestohlene Ring*, in dem ich vor ein paar Jahren mitgespielt habe.“ „Wirklich?“, fragte der Kommissar skeptisch. „Ja, wirklich“, antwortete Frau Marie selbstsicher. „Na gut ... wo waren Sie vorgestern Abend?“, wollte der Kommissar wissen. „Ach, da war ich bei einer Talkshow“, sagte die Frau. „Na gut ...“, erwiderte der Kommissar. In seinem Kopf begann es langsam zu rattern. Plötzlich hatte er einen Verdacht, wer der Täter sein könnte. „Auf Wiedersehen!“, rief er der Frau zu, und ging zusammen mit Herr Hock zum Polizeiauto.

Als die beiden nach einigen Minuten beim Museum ankamen, begrüßte sie der Museumsdirektor. „Wissen Sie jetzt, wer der Täter ist?“, fragte er erwartungsvoll. „Ja, aber wir müssten noch kurz in den Überwachungsraum gehen“, erklärte der Inspektor. Sie betraten zusammen mit dem neugierigen Direktor den bunkerartigen Raum und der Kommissar fuhr den Rechner hoch. „Was wollen Sie mit meinem Computer?“, wollte der auch anwesende Herr Fuchs wissen. Der Kommissar antwortete nicht, er starrte weiterhin auf den Monitor. Er durchsuchte die Apps und in Photoshop-History fand er schließlich das gesuchte Bild: den Filmausschnitt mit der Tinte darauf. „Also hatte ich recht mit meinem Verdacht! Herr Fuchs, Sie sind hiermit festgenommen!“, rief der Kommissar. „Aber wieso?“, fragte der Museumsangestellte. „Weil Sie das Zepter gestohlen haben!“, erklärte der Kommissar. „Sie haben hier die Stelle als Aushilfskraft angenommen, damit Sie leichter an das Zepter herankommen. Sie haben es gestohlen, sich in die Kameras gehackt, die Frames mit der Tinte und das eine Frame mit dem Filmausschnitt hineineditiert, damit wir andere Leute verdächtigen!“ Herr Fuchs verstand, dass es keinen Sinn machte, noch irgendetwas zu leugnen.

„Na gut. Ich gebe es zu. Wie haben Sie das herausgefunden?“, fragte er. „Tja. Jetzt haben Sie wenigstens etwas, worüber Sie im Gefängnis grübeln können“, antwortete der Kommissar.

„Wie kann ich Ihnen nur danken?“, fragte der Museumsdirektor, während Herr Fuchs von Herr Hock abgeführt wurde. „Ach, ich weiß! Ich schenke Ihnen eine schön umrahmte Kopie eines berühmten Gemäldes!“, sagte er fröhlich und holte das Geschenk. „Na, das ist doch mal was!“, dachte sich der Kommissar, als der Museumsdirektor mit dem Bild in der Hand zurückkehrte. „Ein Meisterwerk der Kunst: die Penrose-Treppe!“, rief er und zeigte das Gemälde von M. C. Escher. Da musste der Kommissar herzlich lachen.

*Adam Subotic hat den ersten Preis in der Altersgruppe der 11- bis 12-Jährigen gewonnen.*

Anna Carilla

## **Impfstoffdiebstahl in Spahnhausen**

„Holt die Polizei!“, rief die alte Wilma hektisch. „Was ist denn?“, schrie Gertrude zurück. „Wir haben so lange auf den Impfstoff gewartet“, kreischte Wilma wieder, „und jetzt machen sich welche am Impfstoffmobil vor dem Altenheim zu schaffen.“ Da machte sich Gertrude so schnell es ging mit ihrem Rollator auf den Weg zum netten Pfleger Tobias und berichtete ihm nervös, dass das Impfstoffauto ausgeraubt wurde. Doch der Pfleger nahm die Sache nicht ganz so ernst, da viele alte Leute, die er betreute, anscheinend schon mit einem Löwen Kaffee getrunken hatten, und erklärte nur: „Ach, das ist doch Quatsch! Jetzt erfinden Sie nicht schon wieder irgendwelche komischen Sachen.“ „Doch, doch, doch, ich bin mir ganz sicher“, beharrte Wilma und auch Gertrude antwortete: „Ich habe es auch gesehen. Ich habe sogar mit meinem Fernrohr geschaut, das ich sonst immer zum Zeitung lesen am Kiosk gegenüber benutze und dabei beobachtet, dass bei einem der Diebe unter der schwarzen Mütze pinke Haare herauslugten. Ansonsten hatten sie Mützen und Masken an, doch leider konnten wir nicht mehr erkennen.“ „Außer, dass sie in einem roten Hyundai i10 weggefahren sind“, stimmte Wilma zu. Aber Tobias schien noch nicht ganz überzeugt: „Wirklich? Sind Sie sich da ganz sicher?“ Die beiden alten Damen nickten mit dem Kopf. Schnell rannte er zur Stationsleitung, um von dort aus die Polizei zu rufen.

Schließlich kamen zwei Polizisten ins Altenheim, die Herr Astra und Herr Pfister hießen. Die Namen verwirrten die Alten so sehr, dass sie ganz erstaunt fragten: „Sie heißen ja wie die Corona-Impfstoffe.“ Anschließend befragten die Polizisten die Altenheimbewohner und Gertrude und Wilma erläuterten den Polizisten nochmal das Geschehen. Plötzlich fiel Gertrude ein, dass ihre Enkelin ihr einmal belustigt von ihrer Friseurin mit den pinken Haaren erzählt hat. „Und wie heißt der Friseursalon?“, fragte Herr Astra. Gertrude antwortete: „Der heißt *Topffrisur*, das weiß ich noch genau, weil ich den Namen so komisch fand. Leider hat er ja wegen Corona zu, aber meine Enkelin hat gesagt, dass da eine Friseurin arbeitet, die pinke Haare hat.“ „Ja, ja, das haben Sie uns gerade schon mal gesagt“, stöhnte Herr Pfister ungeduldig.

Sofort machten sich die Polizisten auf den Weg zum Friseursalon in die Schwindelgasse, um ihn zu beschatten. Sie blieben im Auto um die Ecke sitzen, von dort hatten sie den Friseursalon gut im Blick. Sie tranken Kurkuma-Latte und aßen Leberkäsemmel, als sie



beobachteten, dass um 12.00 Uhr ein Mann aus dem Hinterhof in Richtung Straße lief. Sobald er draußen war, ging eine kleine Frau mit großem Hut in den Hinterhof und stieg die Kellertreppe hinunter. Dieser Wechsel fand noch weitere dreimal statt. Als es dann 16.10 Uhr war, spazierte ein Mann in den Hof. „Den schnappen wir uns“, brüllte Herr Pfister. Die beiden sprangen aus dem Auto und hielten den Mann an. Herr Astra startete mit dem Konfrontieren und fragte: „Hey, wo wollen Sie denn hin? Warten Sie!“ Der erwiderte eingeschüchtert: „Ich wollte mir doch nur die Haare schneiden lassen. Ich wollte doch nur ... ich habe ... in der Arbeit lacht man wegen meiner Frisur schon über mich. Aber ich weiß, dass alle Friseure obwohl sie zu haben trotzdem Haare schneiden.“ Da erwiderte Herr Astra: „Okay, ich hätte gerne Ihren Namen und Ihren Personalausweis.“ Herr Astra zischte zu Herrn Pfister: „Hubert, da ist doch was faul. Komm, verkleide dich, geh da rein und kontrolliere das alles. Ich warte mit dem jungen Mann drüben im Polizeiauto.“ Herr Pfister nickte nur und überlegte, wie er sich tarnen sollte, denn in Uniform würde er ja sofort auffallen. Als plötzlich der ertappte Mann die Hand hob und sagte: „Ach ja, ehe ich es vergesse, ich habe mich unter dem Namen *Zeus 1* ausgegeben, da Haare schneiden im Moment doch wegen Corona verboten ist.“ „Gut, gut“, erklärte Herr Pfister, „ab hier übernehmen wir, gehen Sie jetzt besser mit meinem Kollegen rüber zum Polizeiauto.“ Schließlich fiel ihm ein, dass er ja noch seine alte Bikerjacke im Kofferraum hatte und zog sie an. Sie roch leicht nach Schweiß, Milch, Kurkuma sowie nach Senf und hatte bereits ein paar Flecken und ebenso abgescheuerte Stellen, an denen das Leder schon Risse zeigte. Herr Astra schickte den Mann zum Polizeiwagen.

Als Herr Pfister dann die schwere schmiedeeiserne Kellertür aufdrückte, wartete schon die kleine, etwas pummelige Frau mit den pinken Haaren auf ihn. „Sie sind äußerst spät“, bemerkte sie spitz und fragte dann mit forscher Stimme: „Name? Sonst kommen Sie nicht rein.“ „Zeus 1“, erwiderte Herr Pfister, der offensichtlich bemüht war, gelassen zu klingen. Die kleine Dame erwiderte daraufhin mit frostiger Stimme: „Das ist korrekt. Ich hoffe, Sie haben den erforderlichen Betrag bei sich!“ Er nickte und stieg dann mit zittrigen Beinen die Treppenstufen hinunter. Was hatte er sich bloß dabei gedacht? Wie angewurzelt blieb er auf der letzten Stufe stehen. Was da vor ihm lag, sah wie ein Horrorkrankenhauszimmer aus. An den Wänden blätterte die Tapete ab und es war fast überall Schimmel, doch das Schlimmste war der Boden. Das Parkett hatte an einigen Stellen Risse, dort wo es Lücken hatte, tummelten sich nur so die Käfer, Spinnen und alles andere Ungeziefer. Vereinzelt Stellen wurden mit einem verfranzen alten Teppich bedeckt. In der Mitte des Raumes stand eine

Liege, neben der sich ein kleines Tischchen mit Spritzen, Desinfektionsspray und einem kleinen Kühlcontainer mit Biontech-Impfstoff befand. Auf dem Container klebte ein Zettel mit der Aufschrift: *Seniorenresidenz Waldeslust*. Dem Polizisten lief ein kalter Schauer über den Rücken, als ihm klar wurde, dass er tatsächlich in ein illegales kleines Impfzentrum gelangt war. „Nehmen Sie Platz und machen Sie bitte ihren Oberarm frei“, wisperte ein aus dem Dunkel der Kellerecke plötzlich auftauchender Mann. Herr Pfisters Herz klopfte wie ein Presslufthammer und er löste sich aus der Schockstarre. Anschließend tat er, was man ihm befohlen hatte und hoffte so sehr, dass alles nur ein böser Traum war. Doch das war es definitiv nicht, denn der Mann zog schon die Spritze auf. Wie in Zeitlupe wurde die Flüssigkeit im Fläschchen immer weniger, dafür in der Spritze immer mehr. Die Hände des Polizisten wurden immer feuchter mit jedem Millimeter, mit dem der Mann die Spritze füllte. Tausend Gedanken schossen ihm durch den Kopf: „Oh Gott, wenn er gar nicht impfen kann oder wenn sie irgendetwas Gefährliches dazugetan haben. Das sind die Impfstoffdiebe vom Altersheim und ich bin jetzt ganz alleine hier mit den beiden im Keller. Was soll ich nur tun?“ Wie als hätte der Mann seine Gedanken gelesen, flüsterte er: „Sie bekommen jetzt gleich die doppelte Impfung, dann ist es für Sie erledigt und Sie müssen nicht noch einmal kommen.“ Herr Pfister sah zu, wie die Spritze immer näher an seinen Oberarm kam, bis er plötzlich brüllte: „Stopp! Polizei! Sie sind verhaftet!“ Und tatsächlich stoppte der Mann mitten in seiner Bewegung. Die kleine pummelige Frau zog den Mann in Richtung Kellertreppe und zischte ihm zu: „Komm, wir hauen schnell ab.“

Doch wie aus dem Nichts erschienen bewaffnete Polizisten, die Herr Astra bestellt hatte. Die beiden wurden abgeführt und es stellte sich heraus, dass die Frau Friseurin war, aber wegen Corona momentan nichts verdiente, da die staatlichen Hilfen noch nicht ausbezahlt wurden. Sie wollten durch das Impfen Geld verdienen. Der Mann konnte Spritzen setzen, weil er früher mal Rettungssanitäter war. Herr Astra und Herr Pfister wurden in der Polizeistation Spahnhausen wie Helden gefeiert und es gab ein riesiges Weißwurstbuffet mit Bier und Kurkuma-Latte. So etwas ist in dem kleinen Ort Spahnhausen noch nie passiert und das wird es vermutlich auch nicht mehr.

*Anna Carilla hat den zweiten Preis in der Altersgruppe der 11- bis 12-Jährigen gewonnen.*

Annalina Sophie Kahlert

## **Freigesprochen – Im Zweifel: Für mich**

5.2.2019 Верховный Суд СССР<sup>1</sup>, Moskau, Russland

Still.

Es war still.

Überraschend still, dafür, dass zehn schwer bewaffnete Mitglieder der *роsgвардия*<sup>2</sup> auf engstem Raum um einen Käfig mit nur einem kleinen Tisch mit zwei Stühlen standen. Auf einem der Stühle saß der Grund für die Soldaten, für die AK-12 und den Mil Mi-24, welcher seit geraumer Zeit über dem Gericht seine Runden flog und den Anwohnern der Gegend klar machte: nicht nähern!

Es wirkte fast schon lächerlich, dass all diese Maßnahmen ergriffen wurden, nur auf Grund von einer einzigen Person.

Kaum hatte sie diesen Gedanken zu Ende gedacht, da öffnete sich die Tür und der Richter kam hinein. Er erschien ihr wie ein Veteran, er bewegte sich wie ein Soldat. Hätte er nicht die Richterrobe getragen, sie hätte ihn trotzdem als solchen erkannt, er hatte dieses gewisse Etwas, das nur Leute an sich hatten, die auf legalem Weg mit Leben spielten.

Die Staatsanwältin erhob sich sowie die Reporter, welche zu Dutzenden in den Zuschauerreihen saßen.

Publikum.

Natürlich, warum auch nicht?

Alle erhoben sich bei der Ankunft des Richters, alle schloss natürlich auch sie mit ein. Aber sofort waren alle Waffen auf sie gerichtet. „Hinsetzen!“, brüllte einer der Soldaten, aber sein Finger am Abzug zitterte. Er war kurz davor abzudrücken. Sie lächelte dem Richter ironisch zu, deutete sogar eine Verbeugung an und setzte sich dann wieder auf den Stuhl. Eine nervöse Spannung lag in der Luft, sie hatte soeben jedem klar gemacht, wie viel *Angst* sie vor dem Kommenden hatte, oder vor einer Kalaschnikow.

Der Hammerschlag hallte durch den Saal, nur hier und da vereinzelt Blitzlicht einer Kamera als Accessoire. „Start des Verfahrens: das Volk gegen Alea Kahara Grigoriev, bei Interpol bekannt als *красная дочь*<sup>3</sup>. Die Verhandlung führt: Alexey Proshche. Das Wort hat der Staat.“

---

1 russisch: „oberstes Gericht“

2 russisch: „Nationalgarde“

3 russisch: „rote Tochter“

Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht, als er der Staatsanwältin das Wort erteilte. Mit ihrem Körper und dem einen oder anderen kurzen Rock hätte die Verteidigerin des Staates sich bestimmt bis zum Richterposten „hochschleimen“ können, aber sie war ehrlich geblieben.

Schwach. Ehrlichkeit in diesem Land war nichts als schwach. Sich einem kaputten System unterzuordnen war schwach. Sie fixierte die Frau mit abwertendem Blick und als sich ihre Augen trafen, bedachte sie ihre Gegenüber mit einem ihrer besten „Du-bist-erbärmlich-Blicke“.

Die Anwältin räusperte sich und begann, von dem Blatt vorzulesen, das sie von einem äußerst nervös wirkenden Bezirksstaatsanwalt gereicht bekam. „Werte Berichterstatter, hohes Gericht, Volk Russlands, die Angeklagte hat sich lange, zu lange vor nichts und niemandem für ihre Taten verantworten müssen. Aus diesem Grund hat die Republik Russland, zum Wohle der nationalen Sicherheit, mit Interpol zusammengearbeitet. Für die Gefangennahme der Angeklagten sind viele Brüder und Schwestern gefallen – sechsundzwanzig um genau zu sein. Womit wir bei den Anklagepunkten wären: Behinderung der Justiz, Diebstahl von Nerven-, Betäubungs- und Schlangengift aus einer Forschungseinrichtung des FSB<sup>4</sup>, Terrorismus in mehreren Fällen sowie Beteiligung an cyberterroristischen Anschlägen, Verantwortung eines Massenausbruchs aus dem Alcatraz<sup>5</sup>, Mord an vier Mitgefangenen, sechs Wärtern, sechsundzwanzig Soldaten der *роsgвардия*, sieben Politikern, drei Abgeordneten und dreiundvierzig der größten Waffen- und Rüstungsverkäufer.“ Die Anwältin hielt inne und blinzelte, selbst sie schien erst jetzt zu realisieren, was sie da gerade gesagt hatte. Auch alle anderen im Saal starrten ungläubig auf die Frau in Gefängniskleidung und den Tattoos, die sich, ausgehend von ihrem Brustkorb über den ganzen Körper, von den Fingern und Zehen bis hin zu ihrem Gesicht erstreckten.

Gedankenverloren strich Alea über einen der drei kleinen Drachen auf ihrem Gesicht. Jedes Bild auf ihrem Körper erzählte eine Geschichte und die kleinen Geschöpfe standen für die ersten Male, bei denen sie mit dem Tod in Berührung gekommen war. Langsam driftete sie ab, während die Anwältin weiter ihr Plädoyer hielt. Als die Anwältin dieses schließlich beendete, fügte sie noch hinzu: „Wenn ich so frei sein dürfte, würde ich als Urteil Artikel 24 der weißrussischen Verfassung vorschlagen, denn auch wenn das Urteil hier in Russland gefällt wird, so ist die Angeklagte nicht Bürgerin dieses Landes und fällt somit eigentlich unter die Gerichtsbarkeit unserer Nachbarn,“ es schien so, als würde sie mehr zu den Kameras sprechen, als mit dem Richter. „Allerdings war das Ausbruchsrisiko zu hoch, weshalb der

---

4 russischer Inlandsgeheimdienst

5 russisches Hochsicherheitsgefängnis/-arbeitslager

Prozess hier geführt wird. Sie lebt aber unter den Gesetzen Belarus', weshalb ich erneut auf Paragraf 24 verweisen will.“

Sofort begann das Blitzlichtgewitter, jeder der Reporter wollte ein Foto von Aleas Reaktion, aber sie hatte bereits damit gerechnet.

Paragraf 24 war die Todesstrafe.

Als wieder Stille eingekehrt war, hörte man nur noch das Trommeln ihrer Finger auf dem winzigen Tisch vor ihr. Den Richter schien ihre Gelassenheit und das Geräusch nervös zu machen, denn er fuhr sie an: „Aufhören! Wo ist eigentlich die Verteidigung?“ Sie lächelte ihn gefährlich an und sagte zum ersten Mal seit Tagen wieder etwas: „Ich, Euer Ehren. Ich werde mich selbst verteidigen.“ Auf das entsetzte Gesicht des Richters hin zog sie eine Augenbraue hoch und fragte: „Gibt es damit ein Problem? Ich habe vielleicht nicht die nötigen Qualifikationen, allerdings ließ sich kein Anwalt *finden*, der einen Fall wie meinen übernimmt ...“ Ihr verheißungsvoller Blick ließ keinen Zweifel daran, warum.

Die Regierung wollte sie tot sehen und um das zu erreichen, hatten die oberen Etagen dafür gesorgt, dass der eine Kerl, der verrückt genug gewesen war, sich auf ihren Fall einzulassen, auf plötzliche und ganz und gar unerwartete Weise kurz vor dem Prozess verschwand.

Schnaubend erteilte ihr der Richter nun widerwillig das Wort und mit klarer Stimme begann sie zu sprechen: „Euer Ehren, Nationen aller Flecken Erden, die ihr mich hören könnt, ihr habt in vergangener Zeit viel über mich und meine Vergehen gehört, doch hat man euch auch Genaueres erzählt? Nein, natürlich nicht, wer sollte sich auch für die Gründe von neunundachtzig Morde interessieren? Niemand ist die einzig logische Antwort, doch denkt nach. Wusstet ihr um das Ausmaß meiner Taten? Nein, denn alles, was ihr wissen musstet, war, dass ich das Problem Belarus' war. Zumindest, bis ich nach Russland kam. Aber es interessierte auch niemanden, was die Deutschen taten, bis es die Außenwelt betraf, es kümmerte niemanden, als kritische Stimmen plötzlich und aus heiterem Himmel verstummten, bis die Familien erfuhren, dass ihnen die Kehlen durchgeschnitten wurden, es war niemandes Problem, dass in Japan Atombomben hochgingen, bis die Strahlung auch hier eintraf. Also frage ich euch alle: Wer von uns ist kriminell? Meine Brüder und Schwestern, die Gebäude in die Luft sprengen, um der Regierung zu schaden, aber davor alle rausschaffen, weil sie keine Massenmorde verantworten wollen? Sie, die Algorithmen in Server schleusen, die Informationen über Wahrheiten hinter dem ach so unfehlbaren System und seinen Gesichtern offenbaren? Oder ihr, die ihr vor euren Bildschirmen sitzt und auf den Konsum schimpft, während die Werbung und die Menschen, die euch schützen sollten, euch für dumm verkaufen?“ Sie wandte sich wieder dem Richter zu, dessen Kopf rot vor Wut geworden war.

„Euer Ehren, ich spreche für viele, wenn ich sage: Dieses System *ist* fehlbar und dieser ganze Prozess gegen mich und meines Gleichen ist unzulässig. Ja, ich habe getötet, ja, ich bin eine Terroristin, und ja, Abschaum bin ich wahrscheinlich auch, aber all das bin ich nur, weil eine Minderheit, die sich als höhergestellt empfindet, mich so nennt. Ich sage, diese Anklage ist unzulässig und illegal! Warum? Ein einfacher Grund: Ich bin nicht irgendein dummes Mädchen mit Visionen, ich bin Alea Kahara Grigoriev, Tochter von Maria Grigoriev, Enkel und Erbin der Algjanorna Roza und damit ist mein Geburtsrecht der Titel der Rosenprinzessin<sup>6</sup>.“

Ihre Mimik war unverändert, aber ihre Stimme triefte vor Verachtung. Ihre Mutter hatte einen einfachen Bürger geheiratet, um sie fern der Korruption aufwachsen zu lassen, hatte den Namen des Mannes angenommen und ihr privilegiertes Leben aufgegeben. Sie war eine Roza gewesen, so wie Alea eine war. Eine Adlige. Und, da ihre Mutter und Großeltern inzwischen tot waren, war sie nun Oberhaupt des ältesten und mächtigsten Adelsgeschlechts Russlands.

„Meine Mutter ist seit 2007 tot, meine anderen Verwandten noch länger, ich bin die einzige lebende Roza. Somit bin ich nicht nur die letzte Rosenprinzessin, sondern auch -königin.“ Alles schien für einen Augenblick stillzustehen. Dann verlor der Richter stark an Gesichtsfarbe, als ihm bewusst wurde, was das bedeutete. Selbst die Reporter schwiegen kurz, dann prasselten Dutzende an Stimmen auf Alea ein. Aber als sie eine Augenbraue hob und ein paar Todesblicke an besonders Laute verteilte, verstummten sie alle.

„Ich gebe mich nur aus einem einzigen Grund zu erkennen. Ich will zeigen, *wie* korrupt dieses System ist. Ich habe neunundachtzig Menschen auf dem Gewissen, das ist mehr als genug, um mich dreimal zu richten, *aber*: Ich bin *adlig*. Bin ich besser als all die anderen Mörder? Nein, natürlich nicht! Aber werde ich ab jetzt so behandelt werden? Ja, und zwar, weil, sollte das Gericht mich trotzdem einfach verurteilen, müsste es das dann immer tun. Bei *jedem* Adligen. Wenn nicht, dann erkennt das Gericht meinen Status an und, dann“, spöttisch lächelte sie zuerst dem Richter und dann den Kameras zu, „kann mich nur der oberste Richter meines Landes verurteilen: der Präsident von Belarus.“

Still.

Es war still.

Erneut.

Ihre Mundwinkel zuckten zynisch, als sie die Gesichter der Staatsanwältin, Reporter und des Richters sah. Diese variierten zwischen geschockt, entsetzt und angeekelt. – Ob von ihrer Arroganz oder den Fakten vermochte sie nicht zu sagen.

---

<sup>6</sup> Rosenprinzessin: weibliche Roza  
Rosenkönigin: weibliches Familienoberhaupt der Roza

„Das Gericht zieht sich zurück, war das alles von Seiten der Verteidigung?“, meldete sich der Richter nun, mit vor Anspannung zitternder Stimme. Kurz war sie drauf und dran zu verneinen, aber sie konnte ihn nicht leiden, also entschloss sie sich, noch einen drauf zu setzen, „Nein, Euer Ehren, ich wollte noch darauf hinweisen, dass, sollte der eigentlich zuständige Richter für meinen Fall nicht innerhalb von vierundzwanzig Stunden hier auftauchen, werde ich in allen Anklagepunkten freigesprochen und meine Akte wird verbrannt.“ Erneut stieg ihm die Zornesröte ins Gesicht und er erwiderte gepresst: „Danke, Grafinya Roza<sup>7</sup>, aber das Gericht kennt die Verfassung und während Sie in Ihre Zelle zurückgebracht werden, wird jemand den Wahrheitsgehalt Ihrer Worte prüfen.“

Bei der Anrede schlich sich ein schadenfreudiges Grinsen auf ihr Gesicht.

Sie hob den Kopf. Der kleine Schlitz in der Tür wurde aufgeschoben und ein Paar Augen erschien davor. „An die Wand, Hände über den Kopf!“, schnauzte er sie an und als sie der Aufforderung nachkam, öffnete der Soldat die schwere Stahltür. Alle halbe Stunde wechselte die Wache vor ihrer Zelle und vor wenigen Augenblicken hatte sie den achtundvierzigsten Wechsel gezählt.

Die vierundzwanzig Stunden waren um.

Gefesselt wurde sie wieder in den Gerichtssaal gebracht und dort zurück in den Käfig. Der Richter redete hektisch gestikulierend in sein Handy, bis er bemerkte, dass sie ihn beobachtete und ihm nun wohl oder übel eine Urteilsverkündung bevorstand.

Mit einem Fluch, der sich sehen lassen konnte, ging er an seinen Platz zurück und nahm seine Akten in die Hand. Alle erhoben sich, dies Mal blieb sie jedoch sitzen und lächelte nur spöttisch. „Das Gericht ist zu einem Urteil gekommen“, begann er „die Angeklagte ist einer langen Liste an Verbrechen beschuldigt, angesichts der neuen Sachlage, die da wäre: die Angeklagte *ist* adlig, doch trotz dessen hat sich das Gericht entschieden ...“ Ihr Lächeln wurde breiter, er hatte Rückgrat, das musste sie ihm lassen. Er hatte sich wirklich dazu entschieden, sie zu verurteilen. Allerdings war sie noch nicht fertig mit dieser Welt, also verlagerte sie leicht ihr Gewicht. Nun zeigte ihre rechte Schulter gut sichtbar in Richtung des Mannes. Dieser wurde bei dem Anblick des großen Tattoos, welches sich über ihren ganzen Arm zog, blass. Denn inmitten des Bildes konnte er ein Zeichen erkennen, das er nur zu gut kannte.

Jeder, der es einmal gesehen und das überlebt hatte, vergaß dieses Zeichen nie mehr.

Das Zeichen eines Bratwa Kapitäns<sup>8</sup>.

---

<sup>7</sup> russisch: Gräfin Roza

<sup>8</sup> höchster Rang bei der Bratwa(russische Mafia)

Die Gesichtszüge des Richters entgleisten, dann fiel der Hammer begleitend zu seinen Worten: „Die Angeklagte ist in allen Punkten freigesprochen!“ Sofort herrschte Tumult im Saal. Alle sprangen auf. Die Reporter, angesichts der spannenden Geschichte, die sie nun veröffentlichen konnten. Die Anwältin vor Empörung. Der Richter jedoch ließ sich kraftlos auf seinen Stuhl gleiten, als wäre mit diesen Worten alle Spannung aus ihm gewichen. Er starrte leer auf die Wand ihm gegenüber, als ginge ihn das alles nichts mehr an.

Die Käfigtür wurde geöffnet und ihre Fesseln gelöst.

Grinsend rieb sie sich die Handgelenke, freigesprochen.

Sie war freigesprochen!

Doch würde sie erst in kurzer Zeit wirklich frei sein.

Sie stand nun schon seit zwei Stunden in diesem Hauseingang und ließ sich einschneien. Nun endlich kam Alexey Proshche aus dem Gerichtsgebäude. Sie ging ihm entgegen, doch als er sie sah, wurde er blass und drehte sich auf dem Absatz um.

Armer, berechenbarer Mann. So trieb sie ihn immer weiter in die Gassen, so lange, bis er vor einer Sackgasse stand. Entsetzt drehte er sich um und seine Hände zitterten, als er eine Pistole auf sie richtete. Sie lächelte aber nur und drückte die Waffe nach unten. Mit einem kleinen Ruck nahm Alea sie ihm weg und ließ sie in ihre Tasche gleiten.

Angstvoll sah er sie an: „Bitte, ich habe Sie doch freigesprochen, bitte – ich ... ich habe Kinder, bitte!“ Sie legte den Kopf leicht schief und musterte ihn. „Wie kommst du darauf, dass ich dich töten will? Ach ja, du bist ein fieses, kleines, widerwärtiges Rad im Getriebe der Korruption.“ Er wimmerte vor Angst, als sie sich vorbeugte und ihm ins Ohr raunte: „Ich töte dich nicht, du sollst für den Rest deines erbärmlichen Lebens in die Gesichter deiner Kinder sehen und mit der Schuld, sie in eine Welt mit einer Mörderin meines Kalibers gesetzt zu haben und mich nicht verurteilt zu haben, leben müssen.“ Damit drehte sie sich um und ging, ließ ihn einfach dort stehen.

Seufzend ließ sie den Blick über Moskau gleiten. Oh ja, es war tatsächlich eine der schönsten Städte und ab heute würde es sich verändern. Sie hatte getan, was sie hatte tun müssen und nun würde sie zum letzten Mal etwas tun, das nötig war. Sie fühlte das kalte Metall auf ihrer Haut. Sie konnte frei sein. Endlich frei von Korruption. Frei von all den Lügen. Frei von Schmerz. Dann schloss sie die Augen und drückte ab. Freigesprochen von der Verantwortung des Lebens.

*Annalina Sophie Kahlert hat den ersten Preis in der Altersgruppe der 13- bis 14-Jährigen gewonnen.*



Anna Amper

## **Mord mit Motiv**

Frühmorgens klingelte das Diensthandy an diesem Sonntag. Kommissar Kuno meldete sich mit verschlafener Stimme: „Wos is los?“ Sein Dienstvorgesetzter entgegnete genervt: „Kommissar Kuno, Sie müssen sofort Ihren Dienst antreten. Wir haben eine Leiche in der Kuhthalschlucht gefunden!“

Missmutig schlurfte der Ermittler ins Bad, zog sich an und fuhr zum Tatort. Vor Ort traf er seine Kollegen von der Spurensicherung. Dort erfuhr er: „Die Leute aus dem Dorf haben gestern mitbekommen, wie der Tote mit seiner Freundin heftig gestritten hat, es gab wohl auch körperliche Auseinandersetzungen.“ Und die anwesende Bewohnerin von Kuhthal ergänzte: „I hob des scho oiwei gsogt, des geht ned guat aus, die Frau Chantal hod Hor auf de Zähn. Und jetzad hots ihn Freind umbrocht, Gott hab ihn selig. Und des in unserm friedlichn Dorf.“

Hier unterbrach der Kommissar: „Fakten, ich brauche Fakten, keinen Dorftratsch!“ Sein Kollege Schorsch Meier ergänzte: „Wir haben das Handy des Toten gefunden und dort finden sich etliche Nachrichten seiner Lebensgefährtin. Lesen Sie selbst. Chantal Cherie war wirklich wütend, weil er sich von ihr getrennt hat. Sie hat sogar gedroht, ihn umzubringen.“ Kuno nahm das Handy des Toten an sich, las den WhatsApp-Chat und murmelte in seinen Bart: „Das ist nicht die erste Leiche, die sterben musste, weil eine Beziehung zerbrach und wahrscheinlich auch nicht die letzte!“ Jetzt war Bruno wirklich griesgrämig, weil auch er seit kurzem wieder Single war. Zu seinem Kollegen Schorsch sagte er nur: „Wir fahren zu Frau Cherie und klären den Fall. Wenn alles gut läuft, haben wir bald Feierabend und ich schaffe es rechtzeitig zu meinem Sonntagsbraten in den Goldenen Krug.“

Kurz darauf standen die beiden an der Tür der Beschuldigten, marschierten siegessicher in die Küche, nahmen am Esstisch Platz und sofort konfrontierte Kuno die Verwunderte mit den Tatsachen: „Frau Chantal, machen wir es kurz. Herr Anton Achleitner hat sich gestern von ihnen getrennt. Sie haben die Trennung nicht verschmerzt und drohten ihm, ihn umzubringen. Die entsprechenden Nachrichten dienen als Beweismittel. Und jetzt ist Ihr Ex-Freund tot. Sie sind die Tatverdächtige und deshalb können Sie schweigen. Natürlich können Sie einen Anwalt konsultieren. Aber die Sache liegt auf der Hand, Sie können auch gleich gestehen. Damit ersparen Sie uns und sich selbst jede Menge Verhöre und Zeugenaussagen. Außerdem kann der Richter dies als strafmildernd anrechnen.“

Kommissar Kuno war sich seiner Sache sehr sicher, dachte schon an seine Beförderung und an die Schlagzeilen im Dorfkurier: *Mord mit Motiv – Kommissar Kuno erhält die goldene Ehrenbürgermedaille*. Die Beschuldigte gab sich ahnungslos, sie schluchzte heftig und schien einem Nervenzusammenbruch nahe. Aber damit kam sie bei den beiden Männern nicht durch. Jetzt entgegnete Herr Meier: „Sie sind eine gute Schauspielerin. Aber Sie vergessen, dass wir schon lange im Dienst sind. Wir kennen solche Schmierenkomödien. Uns macht niemand was vor. Sie haben ein Tatmotiv. Packen Sie ein paar Sachen, Sie sind vorläufig festgenommen!“ Schluchzend und immer wieder schwörend, dass sie ihren Ex nicht umgebracht habe, wurden ihr Handschellen angelegt.

Längst hatte sich im Dorf rumgesprochen, dass ein Polizeiwagen in der Hauptstraße 8 stand. In dem verschlafenen Bergdorf ist das eine willkommene Abwechslung zum täglichen Einerlei. Und so wurde die „Zuagroaste“ unter den hämischen Blicken einiger älterer Einheimischer abgeführt. Man kann nur hoffen, dass Chantal Cherie nicht alles verstand, was ihr aus der Menge zugeraunt wurde. „So a Gschwerl hod bei uns nix verlorn!“, war noch die harmloseste Bemerkung. Kommissar Kuno zeigte sich der Bevölkerung mit stolz geschwellter Brust und war sich sicher, dass nun wieder Friede und Ordnung im Dorf einkehren würde. Die Leute applaudierten.

Im Polizeipräsidium in Oberkuhthal wurde die Beschuldigte erneut vernommen. Jetzt wollte auch Polizeipräsident Pröhlhuber wissen, wo sich die Beschuldigte zur Tatzeit nachts um halb 12 Uhr aufgehalten habe. Chantal Cherie erwiderte: „Wissen Sie, Herr Pröhlhuber, ich wollte mir einen Milchreis kochen. Das ist das Einzige, was bei Liebeskummer hilft. Sie sollten das auch ausprobieren. Soll ich Ihnen das Rezept per WhatsApp schicken?“ Kommissar Kuno, dessen Magen allein beim Gedanken an etwas Essbares längst knurrte, bat die Frau, nun endlich zum Punkt zu kommen. Diese fuhr fort: „Leider stellte ich fest, dass ich keine Milch mehr zu Hause hatte und alle Läden längst geschlossen waren. Also machte ich mich nachts auf den Weg durch den Wald nach Woipertskirchen, da gibt es seit ein paar Wochen eine Milchtankstelle, die ist 24/7 offen. Kennen Sie die? Nicht günstig, aber immer frisch, so richtig von der Kuh!“ Jetzt platzte dem Präsidenten der Kragen und er schrie: „Sagen Sie, liebe Frau, Sie wollen mir doch nicht weißmachen, dass Sie nachts allein durch den Wald marschierten, um sich einen Liter Milch zu organisieren? Das können Sie Ihrer Oma erzählen, Sie wollen uns doch einen Bären aufbinden. Wir befinden uns hier im Präsidium und nicht im Kasperltheater!“ Kommissar Kuno bemerkte, dass diese Reaktion seines Dienstvorgesetzten nicht ziieldienlich war und fragte nun seinerseits mit betont ruhiger Stimme: „Frau Cherie, wir glauben Ihnen diese Story gerne. Es gab doch sicher eine Menge Zeugen, die Ihren

nächtlichen Spaziergang bestätigen können, oder? Geben Sie uns doch die Kontaktdaten dieser Menschen, gerne auch per WhatsApp!“ Erst jetzt merkte Chantal, dass die Situation ausweglos war, denn in Kuhthal werden die Bürgersteige schon kurz nach 8 hochgeklappt und niemand außer ihr war gestern auf der Straße. Also schwieg sie. Das Verhör wurde abgebrochen und die Beschuldigte in ihre Zelle geführt.

Im Vernehmungszimmer waren sich Pröhlhuber und Kommissar Kuno einig: „A gmade Wiesn.“ Endlich Zeit für den verdienten Schmaus im Goldenen Krug. Am Stammtisch trafen die beiden auf Förster Forchhammer, Bürgermeister Bernsteiner und Pfarrer Pfanzelt. Dem fiel gleich auf, dass er seine Schäfchen Pröhlhuber und Kuno heute nicht in seiner Sonntagsmesse gesehen hatte. Endlich kam die Bedienung Berta mit dem Essen für die hungrige Meute. In geselliger Runde wurde geschmatzt und geschwätzt. Förster Forchhammer erzählte: „Ihr glabt´s ned, wos i heid auf de Buidal von da Wuidkamera gfundn hob. De Chantal is gestern mittn in da Nocht durchn Woid glaffa mit am Flascherl Muich, ganz alloa!“ Jetzt blieb unserem Kommissar Kuno der Bissen im Hals stecken. Auch Präsident Pröhlhuber blickte betreten. Sie verabschiedeten sich eilig. Ohne die Zeche zu zahlen, fuhren sie mit Blaulicht und Martinshorn zurück ins Präsidium. Jetzt war endlich mal was los in Kuhthal. Die Einheimischen staunten nicht schlecht, als wenige Minuten später die Polizei erneut mit erhöhter Geschwindigkeit und quietschenden Bremsen vor dem Goldenen Krug hielt. Präsident Pröhlhuber stieg zusammen mit Frau Cherie aus, beide marschierten in den Gasthof und er lud die Dame ein.

Kommissar Bruno kam erst nachmittags zerknirscht zu Fuß in Kuhthal an. Sein Chef hatte kein gutes Haar an ihm gelassen und ihn zur Schnecke gemacht. Auf der Hauptstraße wäre er dem Gespött der Leute ausgesetzt, deshalb nahm er den Umweg über die Kuhthalschlucht, um möglichst unbemerkt zurück in sein Bett zu kommen, wo der Tag so hoffnungsvoll begonnen hatte. Bald riss ihn schrilles Geläute aus dem wohlverdienten Nachmittagsschlaf. Berta stand vor der Tür: „Zechprellerei bei der Polizei! Bier und Braten, das macht 15,50 € mit Wegegeld 20 €! Und können Sie mir sagen, warum der Pröhlhuber heute mit der Chantal im Goldenen Krug aufgetaucht ist?“ Kuno zahlte die Zeche, wollte aber kein weiteres Gespräch mit Berta und entgegnete nur: „Die Dame war doch eh solo, die kann machen, was sie will! I mecht jetzad mei Rual!“, und schloss die Tür. Durch das offene Küchenfenster hörte er aber das Telefonat von Berta, die ihrer besten Freundin anvertraute: „Du Franzi, i Depp hättn Toni gar ned umbringa miasn, der war gar nimma mit da Chanti zamm!“

Alles klar, Herr Kommissar? Eine neue Fragerunde stand bevor: „Berta, wo warst jetztad du gestern Amd so umara hoibe Zwelfe?“

...

*Anna Amper hat den zweiten Preis in der Altersgruppe der 13- bis 14-Jährigen gewonnen.*